

I. Christtag

Johannes 3,31–36

Unser Abschnitt steht in keiner direkten Verbindung mit dem unmittelbar Vorausgehenden und dem Folgenden. Da er zweifellos keinen ursprünglichen Bestandteil der Täuferrede 3,(22)27–30 bildet, rücken die meisten Kommentatoren 3,31–36 nach vorne zu 3,1–21, sei es als Fortsetzung von 3,31 (Bultmann), sei es als Einlage zwischen 3,12 und 3,13 (Schnackenburg), sei es hinter 3,13 oder 3,16. Jedenfalls schloß 4,1ff. ursprünglich anscheinend unmittelbar an 3,22–30 an.

Die Schwierigkeit, für 3,31–36 einen ursprünglichen Platz zu finden, beruht unter anderem darauf, daß diese Verse aus sich selbst verständlich sind und kein ergänzungsbedürftiges Bruchstück darstellen. Das erlaubt dem Prediger, auf die Suche nach ursprünglichen Anschlüssen und unmittelbaren Zusammenhängen zu verzichten. Er kann auch die Frage offen lassen, ob wir es bei 3,31–36 mit einer Rede Jesu oder mit Reflexionen des Evangelisten zu tun haben; zwischen dem Christuszeugnis der Gemeinde und dem Selbstzeugnis dessen, der das ‚Wort‘ ist, besteht für Johannes keine theologisch relevante Differenz.

In V.31f. ist der ungekürzten Überlieferung zu folgen, die johanneischer Stileigentümlichkeit entspricht und durch die Wiederholung den ‚vom Himmel Kommenden‘ gegenüber dem ‚Irdischen‘ in den Vordergrund rückt.

In V.32b übersetze man von vornherein sinngemäß: ‚Und man nimmt sein Zeugnis nicht an‘. Die exklusive Wiedergabe: ‚Und niemand nimmt sein Zeugnis an‘ entspricht, wie V.33 zeigt, nicht dem Sinn der Stelle.

Der Sinn von V.34a ist deutlich: der Gesandte Gottes steht an Gottes Stelle. Der genaue Gedanke von V.34b bleibt dunkel; der Apparat zeigt, daß schon die frühen Abschreiber Verständnisschwierigkeiten hatten. Der Sinn dürfte freilich bei allen Lesarten im Prinzip derselbe sein: Der Gesandte Gottes bringt das volle, das eschatologische Heil. V.35 unterstreicht diesen Sinn auf das deutlichste, wenn der Evangelist von der Liebe des Vaters zum Sohn spricht und diese Liebe nicht als Gefühl verstanden wissen will, sondern dahingehend expliziert, daß der Vater alles in die Hand des Sohnes gegeben hat, d.h. sich selbst in dem Sohn und nur in dem Sohn zeigt.

Schnackenburgs Urteil trifft zu, daß in unserem Abschnitt „die tragenden Aussagen des Johannesevangeliums und der johanneischen Theologie zusammengedrängt sind“. V.31 beschreibt ontologisch das Gegenüber von oben und unten, von Schöpfer und Geschöpf, und zugleich ontisch den sündigen Zustand der aus sich selbst lebenden Welt, beides schon unter dem Aspekt des in diese Welt kommenden Gesandten. V.32 spricht dann ausdrücklich von diesem Gesandten, der authentisches Zeugnis ablegt, und von der Welt, die sich diesem Zeugnis verschließt. V.33 enthält den Gedanken, daß nur in der Annahme des Offenbarungszeugnisses dies Zeugnis – Gott als die Wahrheit der Welt –

verifiziert wird. V.34f. weisen auf den definitiven Charakter der in dem Gesandten ergehenden Offenbarung hin. V.35 beschreiben dementsprechend die Entscheidung angesichts dieser Offenbarung als die eschatologische Entscheidung. Der Predigttext ist insofern ein Summarium johanneischer Theologie.

Ein derartig prägnantes Kompendium johanneischer Theologie ist als Predigttext – zumal einer Weihnachtspredigt – problematisch. Der Abschnitt ist kaum geeignet, den Hörer bei einer Weihnachtsstimmung oder bei seinen mehr oder weniger säkularisierten Weihnachtsvorstellungen abzuholen. Er verbietet freilich auch dem Prediger, der den Text nicht nur zum Sprungbrett für eigene Einfälle benutzt, eine gesetzliche Predigt zu halten, ob diese nun um ‚Friede auf Erden‘, um ‚Brot für die Welt‘, um ‚Befreiung der Unterdrückten‘ oder um ‚Konsumverzicht‘ kreise – sicherlich theologisch relevante Themen, die aber nach dem Ausweis gegenwärtiger Predigtpraxis das Thema ‚Weihnachten‘ in vielen Fällen eher zu verdrängen als zu erhellen und zu aktualisieren pflegen.

Geht man davon aus, daß die am 1.Weihnachtsfeiertag zum Gottesdienst versammelte Gemeinde in den meisten Fällen aus relativ nachdenklichen Hörern besteht, so sollte der Prediger aus der Not eine Tugend machen und, die emotionalen und die gesetzlichen Schablonen abwerfend, ‚theologisch‘ und so und damit aktuell predigen.

Dann wird der Text zum echten, wenn auch ‚unfestlichen‘ Weihnachtstext in dem Sinne, in dem das ganze Johannesevangelium ein Weihnachtsevangelium ist. Grundlage all dessen, was in 3,31-36 gesagt wird, ist die eben deshalb nicht selbst beschriebene Sendung des Sohnes, die Menschwerdung des Logos (1,14), die ‚Weihnachtsgeschichte‘. Dabei denkt Johannes weder insonderheit an die Sendung zum Kreuz noch an die Erniedrigung in der Krippe. Ihm genügt im wesentlichen die fundamentale Aussage ‚Gott wird Mensch‘ bzw. ‚Gott ist Mensch geworden‘. Der Advent Gottes hat sich vollzogen.

‚Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude,
A und O, Anfang und Ende steht da‘.

Dies ‚Daß‘ der Sendung des Sohnes bildet das Ereignis, ohne welches es christlichen Glauben, Kirche und Theologie nicht gäbe, das für Johannes aber auch hinreichender Grund des Christlichen ist. Jesus predigt, daß er von oben gekommen sei, und das Evangelium gibt Abschnitt um Abschnitt diese Predigt weiter.

Man kann dies ‚Daß‘ mit Otto Weber in einen homiletischen Dreischritt auffächern („Unser Text spricht erstens von dem, der zu uns kommt, zweitens von dem, was er uns bringt, und drittens von dem, was er an uns wirkt“, GPM 6, 1951/52, 18), doch dürfte ein derart traditionelles Schema einer Weihnachtspredigt nicht unbedingt gut bekommen. Noch weniger hilfreich für eine Weihnachtspredigt scheint mir das von G.Voigt (Die große Ernte, Bd.1, 41-47) vorgeschlagene Schema zu sein: Jesus ist der sachverständige Zeuge,

der geliebte Sohn, der bevollmächtigte Herr. Verkürzt wird der Text in dem Vorschlag von W. Böhmig, über das Thema ‚Wahres Leben ist seit Jesu Kommen hier in unseren Lebensumständen zu haben!‘ zu predigen (Predigtstudien zur Reihe V, Bd.1, S.61), zumal ein solches Motto ein seichtes Säkularisat an Predigt geradezu herausfordert, auch wenn ein Aspekt johanneischer Theologie getroffen ist.

Eher empfiehlt sich m.E. ein homilieartiger Predigtaufbau, der in vier Schritten den Text auslegt.

Das Kommen dessen, der nicht aus der Welt ist, deckt den Zustand dieser Welt auf und nennt das Irdische endlich bei Namen: es ist irdisch (V.31b). Die Menschen aber erfassen das Irdische als das Totale und machen es zum Grund ihres Lebens; sie leben aus sich selbst. Sie halten sich in der Macht des Irdischen für souverän und verfallen so der Knechtschaft des Todes.

Wir begreifen diesen Zustand heute gerne als das Geschick der Neuzeit. Der tote Weltraum, der leere Himmel weist den Menschen, der nach dem Leben fragt, an seine technische Naturbeherrschung. Deshalb werden die Fragen des technischen Selbstmordes im Krieg und Frieden zu den eschatologischen Lebensfragen schlechthin – bis in die Umweltschutzweihnachtspredigten hinein. Gesellschaftliches und individuelles Leben werden nach Analogie der Naturwissenschaften reglementiert, und manche Theologen wollen mit Hilfe der sogenannten Humanwissenschaften Heil als ‚Wohl für alle‘ verwirklichen.

Aber diese total auf sich selbst zurückgeworfene neuzeitliche Welt ist keine total neue Erfahrung, sondern nur Ausfluß des auf sich selbst bezogenen Menschen, des homo incurvatus in se, den uns schon die Sündenfallgeschichte vorstellt. Die Neuzeit vollendet nur den Weg – und, das können wir nicht mehr ausschließen, die apokalyptische Katastrophe – dieses Menschen, der sich mit oder ohne religiöse Verankerung seiner Stärke oder seines Reichtums, seiner Weisheit oder seiner Werke, seiner Moral oder seiner Unmoral ‚rühmt‘.

Dabei verzichtet der Mensch zu keiner Zeit darauf, dies sein Daseinsverständnis durch ein System der Wirklichkeitsdeutung abzusichern. Aber wer ‚von der Erde ist‘, ‚redet‘ auch nur ‚von der Erde‘ (V.31b), bringt es also nur zu einer ‚Weltanschauung‘, in welcher er selbst Mitte und Maß aller Wirklichkeit ist und das Ganze aus der Optik der Schnecke ansieht, die sich in ihr Haus verkrochen hat. ‚Weltanschauungen‘ deuten deshalb, unbeschadet ihrer Wahrheiten, die Wirklichkeit von Grund auf falsch. Und wenn der Mensch seine Weltanschauung religiös überhöht, sieht er auch das Göttliche im irdischen Licht, nicht aber sich im Licht Gottes, redet er *sein* Wort von Gott, nicht aber Gottes Wort (V.34).

Längst hat der Mensch es auch verstanden, selbst den ‚vom Himmel Gesandten‘ zu domestizieren. Er gilt ihm als Exponent menschlicher, wenn auch höchster menschlicher Möglichkeiten, als das große Vorbild, der Vorläufer der besten aller Welten. Alles Gute, das ‚aus der Welt‘ erreichbar scheint, verkörpert man, sei es auch utopisch, in ihm, und macht damit auch ihn zu

eine, der ‚aus der Welt‘ ist. Er hört auf, das Wort Gottes zu reden (V. 34) und die Krisis der Welt zu sein (V. 36).

Diesem schuldhaften Geschick des Menschen, der ‚aus der Erde ist‘ und doch sein will wie Gott, tritt die Weihnachtsbotschaft entgegen, wenn sie die Ankunft dessen verkündigt, der ‚von oben gekommen‘ ist und wird, wie wir sind. ‚Den aller Welt Kreis nie beschloß, der liegt in Marien Schoß‘. Damit wird nicht nur der Himmel zur Erde hin aufgerissen, sondern auch das selbstgebaute Gefängnis der Menschen aufgebrochen und die Welt zu ihrem Ursprung zurückgeführt. Die Erlösung geschieht.

Es wäre verfehlt, nach diesem oder jenem zu suchen, das mit Jesus in die Welt gekommen sei, so als brächte er neue Wahrheiten, welche das, was in der Welt als wahr gilt, ergänzen, korrigieren oder vollenden. Vielmehr ist er selbst als der Kommende die Wahrheit der Welt (14,6). Wahr ist dann und damit, daß die Welt ihr Leben nicht aus sich und bei sich hat, sondern aus Gott. „Der unbeirrbar Glaube des Menschen an seine Freiheit ist seine Unfreiheit“ (Iwand), die christliche Einsicht in den Irrtum seines autonomen Daseins sein Leben.

Bezeugt der Gekommene in diesem Sinn, was ‚er gesehen und gehört hat‘, so handelt es sich dabei also nicht um bisher unbekannte Weisheiten, die den Menschen klüger und wissender machen. Er weiß authentisch Bescheid. Aber er berichtet nicht Dinge und Vorgänge aus einer verborgenen jenseitigen Welt, liege sie oben – das Jenseits der Gnostiker – oder vorne – das Jenseits der utopischen oder realutopischen Schwärmer. Er hat vielmehr gesehen und gehört, daß die Welt, die bei sich weilt, im Tode bleibt, daß aber Gott, der Schöpfer und Geber aller Gaben, das Leben der Welt ist. Dies bezeugt er, indem *er kommt* und damit die Wahrheit der Welt aufdeckt, sie zum Leben führt.

Gottes Kommen genügt. Kommt *er*, ist diese Welt zurechtgebracht. Daß er nicht als Held, sondern als ‚Fleisch‘, als Kind in der Krippe und als am Kreuz Sterbender kommt, weist uns dabei ‚symbolisch‘ in die paradoxe Wahrheit unseres Lebens ein: Das sind wir! Kind und Kreuz heißt: ‚von der Erde sein‘. Aber wer sich so irdisch bejaht, der hat das ewige Leben. Denn ‚wer die Gottesherrschaft (nicht) wie ein Kind empfängt, wird (nicht) hineinkommen‘, aber: ‚Als die Sterbenden, und siehe, wir leben‘.

Dem weihnachtlich Gekommenen ist alles in die Hand gegeben (V.35); in ihm gibt Gott sein ganzes Heil (V.34). Er bringt keine Verheißungen, sondern ist der Verheißene. Er begründet keine Theologie der Hoffnung, sondern schenkt unverhofft die Erfüllung.

Wie das? Ändert sich denn die alte Welt total? Sie bleibt die gleiche und wird dennoch für den Glaubenden eine neue Welt!

Es bleibt Schuld. Aber der Glaubende verdrängt sie nicht, leugnet sie nicht, kompensiert sie nicht, sondern nimmt sich vor Gott als Schuldigen an in der Erfahrung, daß Schuld, die aus dem weihnachtlich geöffneten Himmel beschieden wird, nicht verdammt.

Es bleiben Irrtümer und Versagen. Aber in unserem Versagen versagt sich uns das Leben nicht mehr, seit wir es nicht in unseren Leistungen, sondern in Gott selbst finden.

Es bleibt das Gute, das wir tun, das Wohl-Tun, das Gelingen und Glücken, das Opfer der Liebe, das Gebesserte. Aber es ist befreit von den tödlichen Gefahren utopischer Hektik, blinden Eifers und verzweifelter Selbstgerechtigkeit, weil es in der Gelassenheit dankbaren Dienstes geschieht; aus dem Leben erwachsend, aber nicht das Leben begründend.

Es bleiben Dunkelheiten und Ängste, Rätsel und Fragen. Aber Gott ist in ihnen nicht verborgen, so daß er selbst in Frage stünde, wo das Leiden unser Leben in Frage stellt. Vielmehr umfaßt er, der Gekommene, auch das Verborgene und das Leiden, und damit kommt Licht in das Dunkle, Trost in die Ängste, Gewißheit in das Ungewisse.

Es bleibt der Tod. Aber der Glaubende braucht ihn weder zu fliehen noch heroisch auf sich zu nehmen. Er stirbt ihn täglich und erfährt in so täglich als Tor zum Leben (vgl. 11,25f.).

In diesem Sinne ist das Heil in Christus eschatologisches Heil. Denn es gibt für das Irdische kein anderes Heil in Zeit und Ewigkeit, als daß Gott sich dem Geschaffenen zuwendet und dem Geschöpf erlaubt, aus ihm, dem Schöpfer, zu leben (vgl. V.36a!). Darum:

„Sünd und Hölle mag sich grämen,
 Tod und Teufel mag sich schämen;
 wir, die unser Heil annehmen,
 werfen allen Kummer hin.“

Daß die Welt dem Zeugen nicht glaubt, sein Zeugnis nicht annimmt, sich der Wahrheit entzieht und die Finsternis mehr liebt als das Licht, ist keine nur moderne Erfahrung. V.32 spricht sie aus, und zwar in Anlehnung an 1,5.10f., d.h. im Rückblick auf die Geschichte der Welt überhaupt. Wir lernen heute diese Erfahrung offenkundig nur unverborgener kennen als christliche Zeiten vor uns, damit in vielem aber auch ehrlicher als unsere Väter – trotz gefüllter Kirchen am Heiligen Abend.

Die Frage nach der Wahrheit des eigenen Lebens ist letztlich nie eine Frage der Reflexion, sondern der Lebensentscheidung (V.36b), und zwar einer qualitativen, nicht einer quantitativen Entscheidung, wie die alternativen Begriffe ‚Ewiges Leben‘ und ‚Zorn Gottes‘ in V.36 unmißverständlich dartun. Ein drittes gibt es nicht; es gibt auch keine Übergänge. Denn die geforderte Entscheidung gründet in der weihnachtlich sichtbar werdenden Entscheidung Gottes, die nicht in ‚Ja‘ und ‚Nein‘ besteht, sonder den Menschen als Geschöpf bejaht. Unsere Entscheidung entspricht dieser Entscheidung Gottes, weil sie nichts anderes vollzieht, als Gottes Entscheidung zu akzeptieren. Darum darf die Rede vom Zorn Gottes nicht als peinlich empfunden werden, zumal Johannes so weise ist, „das eschatologische *Tunc* nicht zu streichen, wohl aber es ständig auf die Ebene des *Nunc* zu projizieren“ (G. Voigt, a.a.O., 47).

Wir versuchen freilich gerne, zunächst das Recht solcher Entscheidungsfrage zu ergründen. Wo ist denn das ‚oben‘, von dem V.31a spricht? Wo der Himmel, von dem der Sohn gekommen ist (V.31b)? Wo der Vater, der den Sohn liebt (V.35a)? Ist Gott wirklich? Und ist er wirklich in Christus? Und ist er in Christus wirklich für uns? Dem ‚Sohn‘ ist dies nicht anzusehen.

Aber darf so fragen, wer nach dem *zu uns* Gekommenen fragt? Können wir von uns absehen, wenn wir nach dem fragen, der uns ansieht? Kann man die Wahrheit des Kindes in der Krippe erfahren, ohne sich mit in die Krippe zu legen? Kann man das Wort vom Kreuz verstehen, ohne sich mit kreuzigen zu lassen? Kann man sich dem, was der ‚von oben Gesandte‘ gesehen und gehört hat, stellen, ohne dasselbe zu sehen und zu hören (V.32; vgl. 1Joh 1,1)? Gewiß nicht!

Gott kann offenbar nicht wahr sein, ohne *unsere Wahrheit* zu ein. Darum führt der Weg des Glaubens nicht von der Légitimation des Zeugnisses zu seiner Annahme, sondern, wie V.33 zeigt, von dem sich Einlassen auf das Zeugnis des Gekommenen zu der Erfahrung der Wahrheit Gottes:

‚Gehet hinein,
eins mit dem Kinde zu sein,
die ihr zum Vater wollt gehen‘.

Darum kann die Weihnachtspredigt über Joh 3,31–36 nicht auf ein objektivierendes ‚Aha, also ist doch etwas dran‘ zielen – so sehr der hohe theologische Rang des Textes ein Aha-Erlebnis zuläßt –, sondern nur auf die Bitte:

‚Süßer Immanuel, werd auch in mir nun geboren . . .‘, die wohl auch Kaspar Friedrich Nachtenhöfer mit seinem schönen Weihnachtsgebet meint:

‚Drum, Jesu, schöne Weihnachtssonne,
bestrahle mich mit deiner Gunst;
dein Licht sei meine Weihnachtswonne
und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll
und sei des Weihnachtsglanzes voll‘.

Walter Schmithals / Berlin

Göttinger Predigt- meditationen

4. Vierteljahresheft 1976

31. Jahrgang

Heft 1

Ordnung der Predigttexte · Fünfte Reihe

1. Advent bis Sexagesimae

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen